
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 218. Bromberg, den 25. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(28. Fortsetzung.)

„Ich habe Sie gefragt," sagte Allan, „ob Se. Hoheit, der Maharadscha, Gelegenheit hatte, in Nasirabad seine Zähne plombieren zu lassen? Wollen Sie mir diesmal ausdrücklich darauf antworten?"

Der Oberst wendete seinen starren Blick ihm zu.

„Zähne plombieren", schrie er. „Das ist wirklich nicht die rechte Zeit für Geschwätz und Dummheiten."

„Es sind vielleicht nicht solche Dummheiten, wie Sie glauben," sagte Allan. „Ich ziehe aus Ihren Worten den Schluß, daß Se. Hoheit keine Gelegenheit hatte, seine Zähne in Nasirabad plombieren zu lassen. Und in London?"

„Jetzt hören Sie aber, junger Freund —"

„All right. Also auch nicht in London. Nun weiß ich aber, daß der Mann, der hier am Tische sitzt, einen Backenzahn hat, der mit einer Goldplombe überzogen ist. Kann er dies widerlegen, entfällt einer der Gründe für meine Behauptung, daß er nicht der Maharadscha von Nasirabad ist. Ich gebe ihm hiermit Gelegenheit, es sofort zu widerlegen."

Yussuf Khan sprang mit blitzenden Augen vom Tische auf.

„Ich weiß nichts von der Gastfreundschaft der Sahibs," sagte er, „wenn sie die Gastgeber sind. Aber wenn jemand in meinem Lande zu mir, seinem Gestgeber, so spräche, wie dieser junge Mann zu mir spricht, ich würde ihn mit Hieben und Schlägen von meinen Dienern aus dem Hause jagen lassen. Bin ich ein Pferd, daß ich mir auf einen Wink in den Mund schauen lasse? Man treibe diese Menschen hinaus, die ich nicht kenne und die sich hier eingedrängt haben wie freche Bettler, und zugleich mit ihnen diesen jungen Mann, der mich beleidigt hat, wie ich noch nie beleidigt wurde!"

Er betrachtete Allan und die ungebetenen Gäste mit blitzenden Augen. Der Oberst richtete sich auf und war im Begriff seinen Wunsch zu erfüllen, als Allan ihn mit einer Geste und einem leisen Lächeln aufhielt.

„Oberst Morrel," sagte er, „einen Augenblick! Ich will mich gerne in der Weise, wie Se. Hoheit es wünscht, hinausjagen lassen, aber unter einer Bedingung. Ich glaube, daß Mrs. Langtrey und ihr Begleiter sich mir anschließen werden, wenn sie diese Bedingung hören."

Er wandte sich dem Maharadscha am Tisch zu:

„Benjamin Mirzl, du Sonne der Rechtgläubigen und aller Verbrecher König, habe die Gewogenheit, deiner schwarzen Leibwache selbst den Befehl meiner Verjagung zu geben! Ich weiß zufällig, daß sie nicht englisch spricht!"

Die Züge des Maharadscha nahmen, während Allan sprach, einen furchtbaren Ausdruck an. Er verließ seinen Platz und kam mit langsamen Schritten auf die Gruppe zu, die in der Nähe des Eingangs stand. Seine Augen waren durchbohrend auf Allan geheftet und funkelten wie die eines Königstigers. Er blieb vor Allan stehen und fixierte ihn einen Augenblick mit einem Ausdruck solchen Zornes, daß der Oberst eine Bewegung machte, um einzuschreiten; es sah aus, als wollte er Allan auf der Stelle niederschlagen. Im selben Augenblick geschah jedoch etwas ganz anderes. Der Maharadscha machte an ihnen allen vorbei einen Riesensprung, nicht unwürdig des königlichen Raubtieres, dem er glich; und bevor jemand sich noch gerührt hatte, lag der Saal in Stockfinsternis versunken; sie hörten die Eingangstüre zufliegen und das Einschnappen eines Riegels. Für einen Augenblick war alles ein wüstes Durcheinander; Rufe ertönten von Mrs. Bowlby, vom Obersten, von der schwarzen Leibwache, vom Direktor und den eben eingetroffenen ungebetenen Gästen. Dann kam ein Ausruf der Befriedigung von jemand, dem es gelungen war, den Kontakt zu finden, und der Saal lag wieder im Licht da. Ein Gewimmel von Armen und Beinen bearbeitete die Türe mit Schlägen und Stößen; verschiedene Ausrufe des Obersten, der mitten im Kampfgewühl war, deuteten an, daß nicht alle Schläge den Türspiegel trafen. Endlich flog die Tür auf, und eine wilde Jagd begann die Treppe hinunter in die große Halle. Zum Glück für den zukünftigen Ruf des Hotels war die Halle bis auf ein paar Bedienstete und den Portier ganz leer. Der Direktor schleuderte ihm mit Tigergebrüll eine Frage zu, und nach einem Augenblick des erstaunten Starrens kam die Antwort von dem würdigen Portier mit der Benediktinerfigur:

„Der falsche Maharadscha? Der Maharadscha ist vor einem Augenblick die Treppe hinuntergekommen und . . . nun ja, er schien ein bißchen unsicher auf den Beinen. „Will b—bißchen an die f—frische Luft", hat er uns zugemurmelt, Sir, und uns ein wenig unsicher angesehen. Wir hörten Rufe oben aus dem Festsaal und dachten uns: Jetzt sind die Gäste in Stimmung gekommen, und —"

Im nächsten Augenblick waren sie an dem würdigen Portier vorbei, wie ein Koppel Hunde, die die Fährte gefunden haben. Leider führte diese Fährte nicht weiter als bis zum Monmouth Square. Der patrouillierende Polizeikonstabler rapportierte, daß er vor zwei Minuten einem asiatischen Gentleman, der etwas bezecht zu sein schien, in ein Auto geholfen hatte, das dann zur Wohnung dieses Herrn, Grosvenor Hotel, fortgerollt war.

Der Oberst sah Allan an, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Der verdammte Schurke," murmelte er. „Das drittemal! Und auf ein Haar wäre es ihm geglückt . . . Hol's der Teufel — ich kann nicht umhin, den Kerl zu bewundern."

„Gehen wir wieder hinauf," sagte der Direktor. „Seine Hoheit . . . Seine wirkliche Hoheit kann Entschuldigungen und Erklärungen verlangen."

Er, der Oberst und Allan gingen die Treppe wieder hinauf; Herr van Schleeten hatte an der Jagd auf den falschen Maharadscha nicht teilgenommen. Die Leute auf dem Monmouth Square starrten die drei Herren an, von deren Gesichtern der Schweiß troff, trotzdem sie in Frack und

weißer Krawatte waren. Im Festsaal angelangt, bot sich ihnen eine bunte Szene.

Links von dem Eingange stand die Familie Bowlby unter dem Präsidium von Mrs. Bowlby, die mit ausgebreiteten Röcken bereit war, ihr Haus zu verteidigen, wie die Henne ihre Küchlein. Sie führte eine eifrige, leise Konversation mit ihrem Mann und ihrer Tochter und schleuderte hie und da einen herausfordernden Blick auf Mrs. Langtrey. Mrs. Langtrey stand mitten im Saale mit stolzer Haltung und einem unergründlichen Lächeln. Ihre Augen hingen an Yussuf Khan — dem nun anerkannt richtigen — und auf ein Kissen an der Festtafel gesunken, die Nasenfarbe von Chateau Lafitte in Haut Sauternes verwandelt, saß eein Herr mit dickem, gelbgrauem, jetzt schlaff hängendem Schnurrbart, dessen Augen nichts anderes sahen als Mrs. Langtrey — Herr van Schleeten.

Die schwarzen Diener und die Leibwache hatten sich in einem Kreis versammelt, wie eine Krähenkolonie über das Passierte schnatternd. Yussuf Khan — der richtige — stand, noch etwas schlapp, mit einem geleerten Weinglas in der Hand da und war der Gegenstand zärtlicher Worte und entschuldigender Bitten von seiten seines alten Lehrers.

„Beim Propheten, mein Sohn, ich schäme mich wie ein Dieb, der im Basar auf frischer Tat ertappt wurde! Ich, ich selbst, dein Lehrer, ließ mich zwei Tage von diesem frechsten unter den Betrügern täuschen. Sogar seine Sprache war die deine, nur poetischer, worin ich eine Frucht der Lehren sah, die ich dir beizubringen bemüht. Mein Hochmut darüber machte mich noch blinder gegen seinen wirklichen Charakter, wofür Allah mir gnädig sein möge. Wahrlich, beim Propheten! Ich schäme mich! Wäre nicht dieser junge Mann mit dem wunderbar scharfen Falkenblick gewesen, du wärest jetzt vertrieben, und er, der Betrüger wäre in wenigen Wochen, wenn wir unser Land wiedersehen, nach dem ich mich sehne, wie der Hirsch nach der Quelle, auf den Thron von Nasirabad erhoben worden. Überaus treffend sagt der göttliche Zeltmacher —“

Der Maharadscha unterbrach ihn, ohne die treffende Äußerung des göttlichen Zeltmachers abzuwarten.

„Ohne Zweifel“, sagte er, indem er sich aufrichtete, „hat der junge Mann, der mir unbekannt ist, jetzt das Verdienst, daß der Betrüger entlarvt wurde, aber ich hatte jemanden in meiner Gesellschaft, der bereit war, ihn zu entlarven. Sie wollte nur ihren Zeitpunkt wählen.“

„Mein Sohn, ich bedaure, daß du mir den Schmerz bereitest, den Worten des göttlichen Zeltmachers nicht so gerne zu lauschen wie der elende Betrüger, Sohn Scheitans. Aber du sagtest sie? Meinst du die Frau, die in deiner Gesellschaft kam?“

„Wie du sagst. Sie, die in meiner Gesellschaft kam, die von diesem Betrüger und Menschenräuber zu meiner Gefängniswärterin ausersehen war, die sich meiner in meiner Gefangenschaft erbarmte, und von der ich gleich noch mehr mit dir und Oberst Morrel Sahib sprechen werde. Fünf Tage war sie meine Wächterin, nur anfangs von dem Verbrecherkönig abgelöst. Ihre Milde zugleich mit der Festigkeit ihres Willens war bewunderungswürdig, und die Zeit in meinem Gefängnis, wo sie über mich wachte, war mir süßer als alle Stunden, die ich in der Gesellschaft anderer Frauen verbracht habe. Sie war fest wie die Hand des Reiters, wenn sie den Zügel hält, und sanft wie sie es ist, wenn sie das Fohlen streichelt. Heute — doch später mehr davon. Du sagtest, daß wir schon in einigen Wochen unser Vaterland wiedersehen werden? War denn die Zeit für eure Abreise schon bestimmt?“

„Sie war von Oberst Morrel Sahib für morgen bestimmt, der es gestern als eine Gnade von Sr. Exzellenz dem Minister erwirkte, daß wir diese Stadt mit unversehrter Ehre und Turbans verlassen dürfen. Von solchen Dingen wie die, die unsere Anwesenheit hier verursacht hat, hat diese Stadt noch nie gehört, und sowohl die Bevölkerung hier wie Oberst Morrel Sahib sich mit Recht über mich empört, der ich dir ein so elendes Vorbild gewesen. Ach, du kannst in Wahrheit auf deinen Lehrer anwenden, was der göttliche Omar von seinen Lehrern sagte:

Die hellsten Leuchten von den klügsten Köpfen,
Die von den Sternen selbst die Weisheit schöpfen,
Da liegen sie . . .“

„Da kommt Oberst Morrel Sahib,“ schnitt Yussuf Khan ab. „Das ist gut. Ich will sogleich mit ihm von dem sprechen, was mir am Herzen liegt.“

Er ging dem Obersten entgegen, der sich noch nach der Verbrecherjagd die Stirne wischte und hie und da mit einem gemurmelten energischen Ausdruck die Fußknöchel rieb, die im Kampf gegen die Eingangstüre mitgewirkt hatten. Er starrte Yussuf Khan mit Blicken an, in denen allzu geringe Freude über die Rückkehr des rechten Thronprätendenten zu lesen war.

„Eine saubere Geschichte,“ rief er, als trüge Yussuf Khan die Schuld an Herrn Mirzls Missetaten. „Habe ich gesagt eine verdammt saubere Geschichte? Was sage ich, ein ganzer Knäuel von verdammt sauberen Geschichten! Hätte Gott uns nicht diesen jungen Mann gesandt“ — er wies auf Allan — „so weiß der Teufel, wie es jetzt aussehen würde.“

„Wer ist dieser junge Mann?“ sagte Yussuf Khan.

„Er hat einen Namen, an dem man sich die Zunge zerbricht. Aber das tut nichts. Das ist das drittemal, daß es ihm gelungen ist, den Erzgauner zu überlisten, der sonst gewiß den Satan selbst beschwindeln kann, wenn er es darauf anlegt. Haben sie viele solche in Deutschland, wo er herkommt, dann begreife ich, daß wir Zölle gegen alles brauchen, was aus diesem Lande kommt. Dieser junge Mann — ja hören Sie nur!“

Er gab dem Maharadscha eine kurze, aber bunte und pittoreske Beschreibung von Herrn Mirzls und Allans drei Duellen und unterließ es nicht, moralische Reflexionen über Yussuf Khans eigenen Anteil an den Malheurs einzuflechten, die ihn (Oberst Morrel) seit der Ankunft in Europa heimgesucht hatten, einem Weltteil, der vor Scham errötete, daß sich solche Dinge vor seinen Augen abspielten. Yussuf Khan hörte geduldig zu, bis er zu Ende war, und sagte dann:

„Mein Lehrer Ali hat mir gesagt, daß es Eure Absicht war, Oberst Morrel Sahib, morgen nach Nasirabad mit diesem Betrüger als König an meiner Statt abzureisen. Ist das richtig?“

Der Oberst knurrte ein halb zorniges, halb verlegenes „Ja“.

„Es ist gut. Dasselbe ist nun meine eigene Absicht. Was diesen jungen Mann betrifft, werde ich mir später überlegen, was geschehen soll, um ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen. Vorher kommt etwas anderes. Ich bin über das Meer in dieses Land gereist, um mir eine passende Gemahlin aus dem Volke der Sahibs zu erringen.“

„Eine Prinzessin,“ knurrte der Oberst. „Diesen Plan müssen wir schon auf den Nagel hängen, nach allem, was Ew. Hoheit hier in London angestellt haben. Weiße Prinzessinnen sind ein bißchen heikel.“

(Fortsetzung folgt.)

Sommer 1916.

Eine Erinnerung von **Hans Reimann.**

Im Parke zu Bialystok ist großes Fest zum Besten der freiwilligen Feuerwehr.

Da mußt du hin. Der Eintritt kostet eine Mark; das ist die Sache wert.

Ein knuspriges Terzett von selbstlos sich in den Dienst der guten Sache gestellt habenden Damen segnet deinen Eingang. Auf Jiddisch. Dankend quittierst du und lenkst die Schritte nach dem Innern des Parks, wo feiertägig aufgeputzte Menschenkinder auf und nieder promenieren.

Da schießt eine junge Dame auf dich zu und steckt dir eine Blume an die Brust.

Dies kostet eine Mark.

Lächelnd beteuerst du, kein Blumenfreund zu sein — es hilft dir nichts, die freiwillige Feuerwehr, mein Bester, hat auf dich gerechnet!

Die Blume überm Herzen, unternimmst du fünf, sechs Schritte, da schießt eine zweite junge Dame auf dich zu und heftet dir eine blechgestanzte Denkmünze an die rechte Brust.

Dies kostet eine Mark.

Du kannst nicht nein sagen, zumal die Dame dir einen lohenden Blick aus übertrieben schwarzen Augen hinschmettert; du knickst zusammen und steigst zaghaft weiter.

Da schießt eine dritte junge Dame auf dich zu. Sie nestelt dir, ob du gleich heftig widerstrebst, ein Vivat-Fähnchen an die Kopfbedeckung.

Dies kostet eine Mark.

Du bleibst — für alle Fälle — auf dem Flecke stehen und lugst in die Runde.

Aber es kommt niemand mehr. Du schlenderst friedlich weiter.

Weibliche Gestalten in großer Zahl halten die Bänke besetzt, verführerisch gekleidet, guttural schnatternd.

Doch mehr als alle Damen fallen dir die vielen Mannsbilder auf, die frisch rasiert und melancholisch umdunkelt hin und her flanieren. Sie haben goldgleißende Helme auf den ölig flimmernden Häuptern und stecken in prächtigen Uniformen.

Aber bei näherem Zusehen verlieren die Herren ihren Zauber; denn die Uniformröcke erweisen sich als wattiert und lächerlich verschlissen. Sie sind auf Fernwirkung berechnet und scheinen der Masse eines verkrachten Opernhauses zu entstammen.

Du drehst dich mit gewisser Diskretion zur Seite . . Ah, ein Springbrunnen ist auch da! Die Wasser funkeln, und winzig-goldene Perlen fühlst du auf deine Haut sprühen. Du versinkst in den wohltuenden Anblick und läßt die Gedanken in ferne Gefilde schweifen . . .

Da stürzt eine junge Dame auf dich zu.

Der Genuß des Springbrunnens ist nicht gratis, im Gegenteil! Ein Schein besagt, daß eine Mark zu lockern sei.

Du zahlst und wandelst weiter. Der Springbrunnen freut dich nimmer . . . m

Vor dem Musikpavillon staut sich die bunte Menge, und es wird dir sauer, dich hindurch zu winden.

Du bleibst stehen und läßt die Rhythmen eines schneidigen Marsches auf dich wirken.

Da stürzt eine junge Dame auf dich zu.

Wie? Muß sogar das Hören der Musik bezahlt werden? Du nimmst dir energisch vor, den Taubstummen zu spielen, und machst ein unmusikalisches Gesicht.

Die junge Dame pappt dir eine Nummer auf den unschuldigen Unterleib.

Dies kostet eine Mark.

Die Dame wird von der Menge verschluckt. Du stehst und staunst. 9726! Was soll die Nummer? Wird man dich verlosen zum Besten der freiwilligen Feuerwehr, oder was führt man gegen dich im Schilde?

Schon hast du Lust, die Nummer, abzureißen, da hindert dich ein vages Neugiergefühl daran, und du läßt sie hängen.

Bald bist du aufgeklärt. Ein schickes Dämchen, mit allen nur erdenklichen Reizen verschwenderisch ausgestattet, ein verwogenes Postillonhütchen auf dem Haarwerk, überreicht dir ein rosa Brieschen.

Dies kostet eine Mark.

Du erbrichst die Hülle und liest mit offenem Munde die von zweifellos sehr zarter Hand geschriebene Mitteilung, daß du hinter dem Musikpavillon erwartet wirst.

Es dauert eine Weile, bis dir ein grimmiger Seifensieder aufgeht. Auf dem Briefumschlag steht als Adresse die Nummer 9726!

Aha, will's da hinaus?

Der reizvolle Postillon wartet lächelnd auf das Antwortschreiben.

Es sei! Du ziehst einen Zettel, schreibst: „Sie werden hierdurch höflichst ersucht, mir unverzüglich im Mondenscheine zu begegnen!" und gibst dem Boten das billet aigre.

Dies kostet eine Mark.

Jetzt weißt du, was die Nummer zu bedeuten hat!

Herunter mit der Nummer! Zu spät — ein zweiter weiblicher Postillon hat dich beim Kragen und händigt dir ein Brieflein ein.

Das Briefchen lautet: „Sei sennen mir ser sempotisch! 667."

Du zahlst die obligate Mark und verzichtest zu antworten.

Die Sache ist dir nicht sempotisch. Du fühlst dich ziemlich abgebrannt. Kennst du die Redensart „zum besten haben"? Nun, Wertgeschätzter, man hat dich weidlich zum besten gehabt — und zwar zum Besten der freiwilligen Feuerwehr von Bialystok.

Wie ich meine Laufbahn begann.

Von **Anna Pavlova**, der berühmten Tänzerin.

Niemals werde ich jenen wunderbaren Abend vergessen, an dem mich meine Mutter mit ins Theater Marinsky nahm, wo ich mein erstes Stück sehen sollte. Denn es war der Ehrgeiz eines Kindes, der — geweckt durch die Bewunderung für die „Schlummernde Schönheit", die die Hauptrolle in dem Stück spielte, — meine Blicke in die Zukunft richten ließ: daß auch die Welt einst vor meinen tanzenden Füßen liegen würde! Der Entschluß, den ich damals faßte, wuchs und hat mich über stürmische Meere des Zweifels und über ermüdende Pein getragen und aufrecht erhalten, wenn alle anderen Lockungen ihren Reiz nicht mehr ausübten.

Der Besuch der Schauspiele im Theater Marinsky bildete für meine Mutter und mich (mein Vater war, als ich zwei Jahre alt war, gestorben) die Oase in der Wüste der Armut; denn es war ein harter Kampf für meine Mutter, unsere kleine Wohnung in Petersburg zu halten und mich gleichzeitig zu erziehen und zu ernähren. Damals war ich ernsten und nachdenklichen Charakters. O, diese alljährlichen Besuche im Theater, die Abenteuer, die sie versprachen, der Anblick der Juwelen und prächtigen Kleider, — welche Träume von Liebe und Leidenschaft weckten sie in mir! Denn bisher gipfelten die Freudenfeste für mich stets im Geschenk eines Ostereis oder in dem erleuchteten Weihnachtsbaum, beides Dinge, die meine Mutter selbst unter größten Entbehrungen für mich bereitete.

Während des zweiten Aktes von Tschaikowskys „Schlummernde Schönheit" tanzten eine Anzahl Paare einen Walzer. Meine Mutter, die meine Spannung beobachtete, fragte mich: Nura, würdest du nicht gern mittanzen wollen? — „Nein", erwiderte ich emphatisch, „ich möchte lieber allein tanzen wie die herrliche „Schlummernde Schönheit." Eines Tages werde auch ich hier tanzen, an dieser Stelle." Meine Mutter lachte, nannte mich Närrchen, doch ich nährte diesen Entschluß in meinem Herzen.

Ich war acht Jahre alt und es dauerte mehrere Monate, ehe ich den Mut faßte, und um die Erlaubnis bat, Tanzstunde nehmen zu dürfen. Doch die Entgegnung „Wenn du älter bist", vernichtete meine Hoffnung. Immer wieder wurden meine Bitten mit Begründungen wie „zu jung" und „zu kostspielig" abgelehnt, bis ich eines Tages dem Direktor der Tanzakademie vorgestellt wurde, der die Ausbildung des russischen kaiserlichen Balletts leitete und der mir riet, in zwei Jahren wiederzukommen. Wie ich in jener Nacht geweint habe, läßt sich nicht beschreiben.

Einige Verwandte von uns wohnten an der Peripherie von St. Petersburg, und diese besuchte ich im Sommer gelegentlich. Dort übte ich ganz allein für den von mir erwählten Beruf. Das freie Land war meine Bühne, Mond und Sonne waren die Beleuchtung und Blumen und Vögel bildeten meine Zuschauer. Vielleicht lernte ich in meinem kindlichen Eifer und der unmittelbaren Nähe der Natur etwas von ihrer Grazie und Schmiegsamkeit, wer weiß es? Sicherlich haben die stattlichen Schwäne, die den Fluß hinunterglitten und deren Bewegung ich in meinen Tänzen nachzuahmen suchte, es verstanden, denn ich habe mich mit ihren Jungen stets gut vertragen.

An meinem zehnten Geburtstage wurde mir die Ehre zuteil, in die Akademie aufgenommen zu werden. Das Leben in der Akademie war wie das einer Nonne im Kloster. Anstelle der Vergnügen trat strenge Disziplin. Jede Bewegung wurde kontrolliert und beständige Übungen des Geistes und der Muskeln ließen keinen Spielraum für irgendeine andere Betätigung. Das ständige Wiederholen mechanischer Bewegungen war zuerst herzbrechend, aber wachsendes Vertrauen brachte neue Arbeiten, die Mühe und Anstrengung vergessen machten.

Lebhaft erinnere ich mich noch jener Tage, an die Aufmerksamkeit der Tanzlehrerin, die auf unsere Hände, Füße, Zähne und Haare achtete, an unsere spartanischen Mahlzeiten, unsere vorgeschriebenen Spaziergänge, das unermüdliche Üben in dem großen leeren Saal, in dem nur die

Bilder russischer Herrscher hingen. Dann, als wir schon Fortschritte gemacht hatten, wurden wir im geschlossenen Wagen ins Theater Michel gebracht und mußten dort das kaiserliche Ballett beobachten.

Eines Tages kam Zar Alexander III. mit der Kaiserin Marie zu uns. Er war ungemein freundlich und nahm eine kleine Freundin von mir, Stanislava Belinskaya, in die Arme. Plötzlich brach ich in Tränen aus, und als man mich nach dem Grunde fragte, erklärte ich, ich wolle ebenso geehrt werden. Um mich zu trösten, setzte mich der Großfürst Wladimir aufs Knie; aber das war nur ein Ersatz, und ich setzte meine tragischen Klagen fort. Der Großfürst lachte laut und der Direktor der Akademie war entsetzt. Der königliche Besuch nahm Tee mit uns ein, nachdem wir getanzt hatten, und die Freundlichkeit der hohen Besucher vertrieb unsere Scheu in wenigen Minuten.

Sechs Jahre später erwarb ich den Titel der „Première Danseuse", der von der Regierung offiziell anerkannt war. Es folgte weiter schwere Arbeit und dann gelang es mir, eine der vier russischen „Ballerinas" zu werden. Im Jahre 1907 begann ich eine Welttournee, und mein einziger Traum nach Ruhm und Erfolg wurde mehr und mehr Wirklichkeit.

Oft erhalte ich Briefe, in denen ich um Rat gefragt werde, wie man als Tänzerin beginnen solle. Ich kann dazu folgendes sagen: Wer von Natur ein guter Tänzer ist, leichtfüßig, mit graziösen Bewegungen, hat Aussichten. Aber es ist unbedingt erforderlich, daß man mit ganzer Seele dabei ist. Nichts, absolut nichts darf sonst an erste Stelle treten. Man muß nur für seine Kunst leben, oder es wird ein Fehlschlag. Nur wenige Mädchen wollen ihr Leben vollkommen der Kunst weihen. Außerdem ist unermüdliche Übung notwendig, und zwar unter Aufsicht einer tüchtigen Ballettmeisterin, ebenso eigene Beobachtung. Man muß im Anfang mit kleinen Rollen zufrieden sein, Geduld üben und stets weiter streben. Eines Tages wird man erwachen und erkennen, daß man berühmt geworden ist.

Humor aus alter Zeit.

Anekdoten, aus alten Quellen mitgeteilt von H. Gäfgen.

Ein Chemiker in London machte bekannt, er habe eine Art von Kugeln erfunden; wenn man diese in ein in Brand geratenes Zimmer werfe, so werde das Feuer in kurzer Zeit gelöscht. Foote, der berühmte englische Lustspieldichter des 18. Jahrhunderts, besuchte mit einigen Freunden den Erfinder, und als Foote Bedenken gegen die Wirksamkeit der Erfindung äußerte, sagte der Chemiker sehr zuversichtlich: „Glauben Sie mir, mit meinen Kugeln will ich die Hölle auslöschen." — „Dann vergessen Sie nur nicht, sich einige in Ihren Sarg legen zu lassen", meinte Foote trocken.

*

In einer Kunstausstellung hatte ein Maler ein Bild ausgestellt. Es war betitelt: „Phaëton, wie er von seinem in Flammen geratenen Wagen stürzt." — „Wie gefällt Ihnen das Gemälde?" fragte man Kästner, den berühmten Spötter. Er antwortete: „Ich sehe wohl, daß Phaëton verbrennt, aber er verdient's auch."

*

Ein mittelmäßiger Schriftsteller kam zu dem Dichter Piron und sagte: „Ich möchte gern ein Werk schreiben, das noch keiner gemacht hat und keiner machen wird." — „Schreiben Sie eine Lobschrift auf sich", erwiderte Piron.

*

Zu dem Herzog Ferdinand von Braunschweig kam im siebenjährigen Kriege ein Alchimist und machte ihm das Anerbieten, Eisen in Gold zu verwandeln. „Das muß ich mir sehr verbitten", antwortete der Herzog, „Eisen brauche ich, um daraus Kanonen und Kugeln zu gießen; Gold erhalte ich von meinen Bankiers. Können Sie aber Ratten und Mäuse in Kälber und Ochsen verwandeln, so sind Sie mein Mann; denn jene fressen mir meine Magazine weg, und diese habe ich nicht immer im Überfluß."



Bunte Chronik



* **Ein Schwalbenheim.** Ein jedenfalls in seiner Bestimmung ungewöhnliches städtisches Gebäude hat die Stadt Campinas im Staate Sao Paulo, in Brasilien aufzuweisen. Vor einigen Jahren fanden die Stadtväter, daß die bisher benutzte Markthalle in ihren Ausmaßen zu eng für den stark zunehmenden Verkehr geworden war und erbauten eine neue, welche den neuzeitlichen Bedingungen entsprach. Nun hatten aber in der alten Markthalle viele Tausende von Schwalben ihr Heim gefunden, die obdachlos geworden wären, wenn man das alte Gebäude niedergerissen hätte. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, angesichts der durch diese Vögelchen bewirkten Vertilgung von schädlichen Insekten, die alte Markthalle in ein Vogelheim umzugestalten. Jeden Herbst, wenn die Schwalben sich auf die Wanderung begeben, wird die alte Markthalle gereinigt und ausgebessert, so daß die gefiederten Gäste ihr Heim bei ihrer Rückkehr in bester Ordnung vorfinden. Die Bewohner von Campinas behaupten übrigens, daß sie infolge dieser Maßnahme viel weniger unter Insekten zu leiden haben, als dieses in anderen Städten Brasiliens der Fall ist.

*

* **Der Papagei als Zeuge.** Es gibt sehr viele Menschen, die Papageien aus verschiedenen Gründen nicht leiden können. Zu diesen wird nun auch der Prager Gastwirt Praezek gehören, der aber einen besonderen Grund für seine Abneigung gegen den „sprechenden Vogel" angeben kann. Er war Eigentümer einer großen Wohnung, die er, da er Junggeselle ist, zum Teil vermietete. Eine ältere Dame lebte zwei Jahre bei ihm in Untermiete. Aber eines Tages gab es wegen der Lichtrechnung Differenzen und der Gastwirt setzte seine Mieterin vor die Tür. Wiedersehen vor Gericht. Herr Praezek hat nämlich nicht nur, wie die Klägerin behauptet, grundlos gekündigt, sondern auch ihren Papagei für die Differenz von 70 Kronen der Lichtrechnung als Pfand zurückbehalten. „Der Papagei gehört doch mir", entrüstete sich der Beklagte, „er ist mein persönliches Eigentum, ich habe ihn von meiner Mieterin schon vor einem halben Jahr gekauft." Die Klägerin wollte gerade in einen Weinkrampf ausbrechen, als der Richter sie beruhigte und vorschlug, den Papagei als Zeugen zu vernehmen. Der Papagei wurde herbeigeschafft. Die alte Dame mußte an den Käfig herantreten und dem Vogel den Finger hinstrecken. „Guten Morgen Mama, guten Morgen Mama!" schrie der Papagei ein paarmal und tobte in seinem Käfig vor Wiedersehensfreude. Als sich aber Herr Praezek auf Befehl des Richters dem Käfig näherte, fauchte der Papagei ein langanhaltendes, wütendes „Krrr!" und schlug wild mit den Flügeln um sich. Die alte Dame weinte, der Richter lachte, Herr Praezek ballte die Fäuste. Die wahre Inhaberin des Papageis gewann den Prozeß.

Lustige Rundschau



* **Wallace ist böse.** Weil sein neues Stück: „Der Mann, der seinen Namen änderte", nicht täglich ausverkauft ist. „Das ist kein Geschäft", erklärt er, „aber heute schreibe ich nur noch für Premieren."

*

* **Dauermieter.** Gläubiger sind oft geduldig. Aber Schuldner sind oft noch geduldiger. „Ich gehe nicht eher aus dem Zimmer, bis Sie mich endlich bezahlt haben." „Aber bitte", packt Dalles schnell seine Siebensachen, „meine Wirtin wird sich freuen, einen Dauermieter zu bekommen."

*

* **Fatale Ähnlichkeit.** „Das ist jetzt schon das dritte Mal, daß man Sie hier überfallen und geschlagen hat. Haben Sie denn eigentlich so viele Feinde?" — „Nee, aber ich sehe dem Steuereinnehmer dieses Bezirks so verteufelt ähnlich!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.